



Karl-Heinz Ohlig

## Theologische Herausforderungen

### Was auf die Kirche zukommt

Alle großen Religionen sind in Zeiten mythischen Verstehens entstanden. Unter diesen Bedingungen sind die zentralen Lehren, die Narrative zu ihren Anfängen, ihre Ethiken und sogar ihre Organisationsformen ausgebildet worden.

Nach der Aufklärung, deren kritischen Analysen und auch der gesellschaftlichen Emanzipation von der religiösen Dominanz sind die traditionellen normativen Vorgaben in die Krise geraten. Das gilt zwar nicht flächendeckend. Die Aufklärung ist nicht überall „angekommen“. In westlichen Gesellschaften entfaltet sie wohl ihren größten Einfluss, auch hier gibt es aber noch „voraufgeklärte“ Bevölkerungen und Bevölkerungsteile, erst recht in der islamischen Welt, im Hinduismus und Buddhismus. Aber es ist zu erwarten, dass sich trotz aller ghetthohaften Selbstbehauptungsbemühungen auch hier im Lauf der Zeit kritisches Denken verbreiten und zu bedeutenden Veränderungen der jeweiligen Traditionen führen wird.

Hierzulande ist dieser Prozess am weitesten fortgeschritten und bewirkt eine weitgehende innere, oft auch äußere (Kirchenaustritte) Distanzierung von den Kirchen. Es ist eine drängende Aufgabe, auf diese Herausforderung zu reagieren und die eigene „Sache“ so zu vermitteln, dass sie unter den neuen Bedingungen noch akzeptierbar ist.

Dabei geht es nicht darum, die alten Dogmen einem wie auch immer gearteten „Zeitgeist“ anzupassen. Vielmehr müssen sie mit den Methoden der Historischen Vernunft analysiert und ihre Aussagen erarbeitet werden. Es muss untersucht werden, wann und warum sie entstanden sind, ob sie von Anfang an zum christlichen Erbe (*depositum fidei*) gehörten oder erst später und unter welchen Kontexten formuliert wurden. Dadurch tritt der (bleibende?) Kern des Christentums deutlicher zu Tage.

Um die Dogmen nicht nur in ihrem Wortlaut, in der Regel von Konzilien beschlossen (außer dem „päpstlichen“ Dogma von der Himmelfahrt Mariens), zu wiederholen, sondern sie zu analysieren und somit ihre Aussageabsicht herauszuarbeiten, müssen sie *alle* historisch-kritisch untersucht werden. Dies wird eine längere Zeit und theologische Bemühungen erfordern, die zu Krisen führen, am Ende aber auch die Kirche von manchem Ballast befreien.

Beginnen sollte man vor allem mit drei zentralen dogmatisierten Lehren, die nicht nur heute für viele Christen nicht oder nur schwer zu rezipieren sind, sondern auch die Effektivität der Verkündigung belasten. Gemeint ist einmal die Gottesfrage (Trinitätslehre), dann die Zwei-Naturen-Christologie und schließlich die Erbsündenlehre inklusive der auf ihr basierenden Rechtfertigungslehre. Hierzu einige fragmentarische Gedanken.

#### 1. Zur Gottesfrage (Trinitätslehre).

Historisch gewiss ist, dass Jesus sich in einem engen Verhältnis zu Jahwe, dem alleinigen Gott seiner jüdischen Religion sah und glaubte, in seinem Auftrag zu reden und zu handeln. Diesen Gott sprach er, wie im Frühjudentum seiner Zeit keineswegs unüblich, als „Vater“ an, was eine besondere Nähe – aber nicht mehr (Jesus sah sich nicht als „Sohn Gottes“) – symbolisierte.

Auch die sich nach seinem Tod bildenden Christengemeinden hielten an diesem *einen* Gott fest. Auf seine Verkündigung – jetzt von ethnischen Rückbindungen an das Judentum (Beschneidung) gelöst – gründet auch ein Großteil der frühen Missionserfolge. Bis zu den Synoptikern (Matthäus, Markus, Lukas), also bis in die 90er Jahre des ersten Jahrhunderts, verehrten die Christen den unitarischen Gott. Erst nach dem Einbruch hellenistischen Denkens änderte sich die Lage: Jüngere Schriften des Neuen Testaments – die johanneischen

Schriften und die deuteropaulinischen Briefe – vertraten für Jesus eine göttliche Präexistenz und die Demiurgie (Schöpfungstätigkeit) des Sohnes bzw. des Logos (des Wortes). Jesus wurde der inkarnierte Gott. Die Auswirkungen auf die Gottesvorstellung wurden zwar noch nicht reflektiert, aber man könnte hier Ansätze zu einer (späteren) Binitätslehre feststellen. Eine Trinitätslehre findet sich im Neuen Testament nicht. Auch die Erzählungen von der Taufe Jesu oder der Taufbefehl am Ende des Matthäusevangeliums haben nichts mit ihrer späteren Fehldeutung als Hinweis auf ein trinitarisches Gottesverständnis zu tun.

Im zweiten christlichen Jahrhundert gibt es zwar noch ein Fortleben des ursprünglichen christlichen Glaubens an den unitarischen Gott, so in einigen Schriften der sog. Apostolischen Väter und auch – noch länger – im aramäisch-syrischen Christentum. Aber in der sich bildenden Kirche im Römischen Reich setzten sich mehr und mehr hellenistische Gottesvorstellungen durch.

Danach konnte Gott nicht unmittelbar in der Schöpfung tätig geworden sein, das hätte ihn – zumindest in ein Vorher und Nachher – verändert. Gott aber wurde gedacht, vereinfacht gesagt, als ein „unbewegter Beweger“, letztes und gänzlich *eines* und einfaches Prinzip, ohne jegliche Möglichkeit zu einer Aktivität. Aber aus ihm gingen, in passiver Verursachung, mindere göttliche Hypostasen hervor. In der gleichzeitig mit dem Christentum entstehenden Gnosis wurde eine Vielzahl von ihnen genannt, die in einem Bereich des Pleroma, der „Fülle“, versammelt waren. Aber auch hellenistische Christen konnten sich das Zustandekommen der Schöpfung nur vorstellen, indem sie sich unter Gott schlechthin wenigstens eine, gelegentlich auch zwei mindere göttliche Hypostasen vorstellten, den Logos (und den Geist), die dann als „Hände Gottes“ das Werk der Schöpfung bewirkt haben. Wichtig hierbei wurde vor allem der göttliche Logos, das „Wort“, gemäß den Ausführungen des frühjüdischen Theologen und Zeitgenossen Jesu Philon von Alexandrien (gest. 40 n.Chr.)<sup>1</sup> und des Prologs des Johannesevangeliums. Dieses Wort ist dann „im Anfang“ der Schöpfung (vgl. Gen 1,1) aus Gott hervorgetreten und hat die Welt zuinnerst konstituiert. Auf diese Weise konnte an dem einen und unveränderlichen Gott festgehalten und zugleich das Zustandekommen der Welt als (indirekte) göttliche Tat festhalten werden.

Diese Konzeption wurde von den christlichen „Apologeten“ des 2. Jahrhunderts vertreten; wichtig wurde vor allem Justin, der „Philosoph und Martyrer“ (gest. um 150 oder später). Entsprechend dem Prolog des Johannesevangeliums wurde das Wort mit Jesus Christus gleichgesetzt, der dann – als „Sohn“ – nicht nur Schöpfungsmittler war, sondern auch die Erlösung bewirkt hat. Dieser Logos/Sohn war zwar göttlich, aber von einer minderen Göttlichkeit als Gott selbst;<sup>2</sup> vor allem hatte er einen zeitlichen Anfang: es gab ihn erst seit Beginn der Schöpfung, deren Zustandekommen er erklären sollte. Gott ist also von Ewigkeit her einer, erst zum Zweck der Weltschöpfung trat aus ihm eine Hypostase minderer Göttlichkeit hervor, so dass es neben Gott schlechthin noch einen zweiten (minderen) Gott gab<sup>3</sup> – eine heilsgeschichtliche („ökonomische“) Binitätslehre. Nur am Rande ist gelegentlich auch vom Geist die Rede. Logos (und Geist) war(en) also notwendig, um Schöpfung und Heilsgeschichte mit dem unveränderlichen einfachen Gott zu verbinden.

*Diese Konzeption war bis ins 3. Jahrhundert gemeinsame christlich-hellenistische Überzeugung* und wurde auch von den sog. frühkatholischen Schriftstellern Irenäus von Lyon (gest. um 202), Tertullian von Karthago (gest. nach 220) und Klemens von Alexandrien (gest. vor 215) vertreten.

Der nächste große Einschnitt geht auf den Einfluss des Origenes von Alexandrien (gest. 253/254) zurück. Er war der Meinung, dass dem Logos und Geist keine wahre Göttlichkeit zukomme, wenn es sie erst in der Zeit, seit dem „Anfang“, gab. Er stellte die These auf, dass es sie schon immer in Gott gegeben habe: der Vater zeugt seinen Sohn von Ewigkeit her: „Daher wissen wir, daß Gott beständig Vater seines eingeborenen Sohnes ist, der zwar aus ihm geboren ist, ... doch ohne jeden Anfang“ (de princ. I, 2,2). *Die bisher heilsgeschichtliche*

<sup>1</sup> Philon: „Gott selbst hält es für unter seiner Würde, zur Sinnlichkeit zu kommen und schickt seine Logoi ...“. Das eine ist „der göttliche Logos, das andere aber der dem Logos übergeordnete Gott ...“ (Über die Träume I, 61-70).

<sup>2</sup> Justin: „... so wird auch niemand ... zu erklären wagen, der Schöpfer und Vater des Weltalls habe alles, was über dem Himmel ist, verlassen und sei in einem kleinen Winkel der Erde erschienen ...“ (Dialog mit dem Juden Tryphon LX, 2).

<sup>3</sup> Justin: „... unter dem Weltschöpfer (steht) noch ein anderer Gott und Herr ...“ (ebd. LVI,4) – nämlich der Logos.

*Trinität, die es erst seit dem „Anfang“ gab, wurde in die Ewigkeit Gottes verlegt. Zwar räumte er Sohn und Geist, gemäß der Tradition, nur eine mindere Göttlichkeit zu, aber jetzt war die Trinität, anders als bisher, eine ewige innergöttliche Größe. Gott selbst wurde trinitarisch.*

Das Konzil von Nizäa im Jahre 325 korrigierte Origenes, indem es dem „Sohn“ eine umfassende Göttlichkeit zusprach: er ist „gleichen Wesens“ (homoúsios) mit dem Vater. Zum Geist führte es nichts weiter aus. So gab es dann auch Widerstände: einige Theologen wollten verhindern, dass der Geist, den sie für eine geschöpfliche Größe hielten, auch eine ewige göttliche Realität würde. Dennoch konnte sich das neue Konzept verbreiten und wurde im 4. Jahrhundert von einer Gruppe von Theologen, den „Kappadokiern“, deren wichtigster Basilius von Cäsarea war (gest. 379), auch durchgesetzt, jetzt auch in Bezug auf den Heiligen Geist. Um trotzdem am ererbten christlichen Monotheismus festhalten zu können, formulierten sie, dass es in Gott eine (einzige) Wesenheit gebe, aber drei Hypostasen (Vater, Sohn und Geist). Damit war die trinitarische Dogmenentwicklung im Osten abgeschlossen, bis heute.

Nur im lateinischen Westen gab es noch eine Erweiterung, weil man hier mit dem griechischen Begriff Hypostase nichts anfangen konnte: in lateinischer Sprache wurde er übersetzt mit Substanz. Drei Substanzen in dem einen Gott aber wäre ein Tritheismus. Man griff deswegen hier auf einen seit dem frühen 3. Jahrhundert (Tertullian) formulierten und seitdem nicht mehr gebrauchten Begriff zur Benennung der Dreiheit in Gott zurück: In Gott und seinem einen Wesen gibt es drei „Personen“ (so Augustinus), was auch immer das bei Gott heißen kann.

Diese sehr fragmentarische Übersicht<sup>4</sup> mag zeigen, dass der ursprüngliche jüdische und christliche (unitarische) Monotheismus im hellenistischen Raum eine starke Komplizierung erfahren hat, die zur Ausbildung einer Trinitätslehre, endgültig seit dem 4. Jahrhundert, führte. Weil diese Entwicklung aber jenseits der konkreten Begriffe eine Tendenz erkennen lässt, nämlich auch unter hellenistischen Denkvoraussetzungen am Monotheismus festzuhalten, erweist sich die Trinitätslehre als kulturbedingtes Konstrukt, dessen kulturelle Notwendigkeiten heute entfallen sind. Es wäre möglich – und sinnvoll –, die Trinitätslehre als ein in der Vergangenheit notwendiges Konzept zu begreifen, das aber heute nicht mehr normativ sein kann. Das Reden von dem einen Gott und Jesus, der sich ihm verbunden fühlte, könnte wieder einfacher werden. Laut neuen Umfragen glaubt eine Mehrheit der jüngeren Menschen in Europa nicht mehr an Gott. Es ist notwendig, darüber in ein Gespräch zu treten – was wohl nicht einfach sein wird –. Diese fundamentale Diskussion sollte nicht mit dem zusätzlichen Problem der Vermittlung eines spätantiken theologischen Modells, der Trinität, belastet werden.

*{Zu den beiden anderen theologischen Problemfeldern vgl. die folgenden Hefte.}*

---

<sup>4</sup> Für genauere Informationen vgl. vom Verf., *Haben wir drei Götter? Vom Vater Jesu zum >>Mysterium<< der Dreifaltigkeit*, (topos-taschenbücher, Bd. 866) Verlagsgemeinschaft topos plus, Lahn-Verlag 2014.